

**Dorothea Schlözer, Juristin**

\* **10.8.1770 Göttingen** - † **12.7.1825 Avignon (Frankreich)**

Tochter des Historikers und Publizisten **August Ludwig von Schlözer**. Der Vater ließ der Tochter ein umfangreiches Erziehungsprogramm zuteil werden, mit dem er die **Befähigung der Frauen zu höherer Bildung** unter Beweis stellen wollte. Dorothea Schlözer erwies sich als hoch begabt, lernte neben den alten mehrere neue Sprachen, Mathematik und Naturwissenschaften.



**1781-1782** Italienreise mit dem Vater

**1783 Johann Wolfgang von Goethe** wohnt 2 Tage in der "Krone" und besucht dabei **Johann David Michaelis** im Michaelishaus

[→ er verfehlt aber dessen **20jährige Tochter Caroline Michaelis (1763-1809)** die auf einer Landpartie weilt → sie ist bitter enttäuscht, vor allem weil er der **13jährige Dorothea Schlözer** in Schlözers Haus begegnet... (Schlözer ist der Schüler von Michaelis)]

**1786** mineralogischer Studienaufenthalt in den Harzbergwerken

Das umstrittene Experiment endete am **17. September 1787** mit dem Magisterexamen und der Promotion zum ersten weiblichen **Doktor der Philosophie** in Deutschland. Als Mitarbeiterin des Vaters verfasste sie Teile der »Münz-, Geld- und Bergwerks-Geschichte des russischen Kaiserthums« (Göttingen **1791**) und **arbeitete als Übersetzerin**.

**1792** Heirat mit dem Lübecker Kaufmann und Senator **Matthäus Rodde**, der **1803** den Freiherrentitel erwarb. In Lübeck führte Dorothea Schlözer eines der vornehmsten Häuser und unterhielt Kontakte zu **Klopstock** und den beiden **Grafen Stolberg**.

Seit **1797** lebte sie in einem Dreiecksverhältnis mit dem **französischen Emigranten Charles de Villers** und ihrem Gatten. Nach dem wirtschaftlichen Ruin und seelischen Zusammenbruch Roddes **1810** zog die Familie zurück nach Göttingen und Dorothea Schlözer musste mit dem Restvermögen den Unterhalt bestreiten.

[Initiator und Wegbereiter ihres Studiums war [Dorothea Schlözers](#) Vater. Er war als Professor so angesehen, dass seiner Tochter als einer der ersten Frauen das Studieren ausnahmsweise erlaubt wurde. August Ludwig Schlözer war ein bekannter Historiker und [Theoretiker in Fragen der Bildung und Erziehung](#). Dieser an der Universität Göttingen lehrende Professor hatte andere pädagogische Vorstellungen und Ideale als der [Pädagoge Basedow](#). Der fachliche Streit nahm solche Ausmaße an, dass beide sich für die Form des [Erziehungsexperimentes](#) entschieden, um ihre Thesen beweisen zu können. Ihre Erstgeborenen, die in dieser Zeit auf die Welt kamen, sollten als Beweis für ihre Erziehungstheorien dienen.

Beide Säuglinge waren Mädchen. Uns ist nichts darüber bekannt, ob die Gelehrten an ihnen auch beweisen wollten, dass Frauen wissenschaftlich denken können. Die Wahl dieser Erstgeborenen zeigt aber zumindest, dass [das Geschlecht für die Väter kein Hinderungsgrund war](#). Basedows Tochter Emilie war, genauso wie Dorothea Schlözer, eine äußerst erfolgreiche Schülerin. Dorothea Schlözer bekam beste Privatlehrer, und ein strenger Lehrplan machte es möglich, dass sie bereits mit vier Jahren lesen konnte. Ihr ehrgeiziger Vater schrieb akribisch jeden kleinsten Entwicklungsschritt auf. Neben den traditionell wissenschaftlichen Fächern wie Mathematik, Geschichte etc. lernte die Schülerin neun Sprachen: Französisch, Englisch, Holländisch, Schwedisch, Italienisch, Latein, Spanisch, Hebräisch und Griechisch. Zudem musste sie die als typisch weiblich geltenden Bereiche wie Zeichnen, Klavier spielen, Gesang, Nähen, Stricken und Kochen lernen. Damals bestand die Angst, dass Frauen die zu gebildet seien, "unweiblich" würden. Eine Grundüberzeugung Schlözers war, dass nicht nur theoretisch, sondern auch praktisch gelernt werden sollte. So studierte Dorothea Schlözer Bergwerkskunde, indem sie neben der Theorie auch Bergwerke im Harz besichtigte. Eine halbjährige Bildungsreise [1781/82](#) mit ihrem Vater nach Italien sollte ihr u.a. die römische Kunst näher bringen. Diese Reise erregte im Übrigen in den bürgerlichen Kreisen Göttingens großes Aufsehen. Allein die Erziehung wurde argwöhnisch beobachtet, aber die weite, für die Zeit gefährliche Reise sorgte für weiteren Gesprächsstoff.

Zum 50jährigen Bestehen der Universität [1787](#) wurde Dorothea Schlözer die Doktorinprüfung abgenommen. **Die Urkunde nahm ihr Vater für sie entgegen, da sie als Frau der feierlichen Ernennung nicht beiwohnen durfte. Die Feier, die in der ehemaligen Universitätsbibliothek in der Prinzenstraße stattfand, verfolgte sie durch die zerbrochene Scheibe eines Fensters.**

Eine wissenschaftliche Karriere war weder beabsichtigt noch möglich. Dorothea Schlözer sah ihre Zukunft der Zeit gemäß in der Position einer verheirateten Frau. [Ihr Jugendtraum war, einen Kaufmann zu heiraten, dem sie die Korrespondenz führen wollte](#). So sah ihr Kompromiss aus, als Frau nicht zu stark aus der Rolle zu fallen und trotzdem einen Teil ihres Wissens nutzen zu können. Ihr Vater hatte gehofft, ihr mit dieser Erziehung eine so genannte gute Partie zu ermöglichen. Das gelang, denn [1792](#) heiratete sie den reichen und angesehenen [Kaufmann und Bürgermeister Matthäus Rhodde aus Lübeck](#). Seine Korrespondenz aber führte sie nicht. Stattdessen erzog sie seine drei Kinder aus erster Ehe und bekam noch drei weitere dazu.

Zunächst bot diese Ehe viele Vorteile für Dorothea Schlözer. Viele Berühmtheiten und Gelehrte der Zeit besuchten das Haus Rhodde. Geistreiche Gespräche, für sie von Bedeutung, konnte sie allerdings weniger mit ihrem Mann, dafür aber mit einem Freund des Hauses, [Charles de Villers](#), führen. Es entstand eine Liebesbeziehung und als ihr Ehemann [1810](#) Konkurs anmeldete, zog Dorothea Schlözer mit Charles de Villers und ihren drei jüngeren Kindern zurück nach Göttingen. Für den Lebensunterhalt sorgte sie nun mit [Übersetzungsarbeiten](#). Charles de Villers, der an der Universität Göttingen tätig war, trug das seinige dazu bei. Ein Jahr später zog der kranke Matthäus Rhodde zu ihnen in die heutige Lange Geismarstraße 49.

[1809](#) starb Dorothea Schlözers Vater. Interessanterweise schenkte Dorothea Schlözer ihrem Neffen am darauf folgenden Weihnachtsfest das "Basedowsche Elementarwerk" - sie, die von ihrem Vater [seit ihrem fünften Lebensjahr als "Antibasedow" bezeichnet wurde](#) und eine Erziehung genossen hatte, die das Elementarwerk widerlegen sollte. In dieser Zeit starben auch zwei ihrer Kinder und Charles de Villers. Mit dem dritten kranken Kind trat sie eine Erholungsreise in den Süden an. Das Kind genas, Dorothea Schlözer starb auf der Heimreise [1825](#) in Avignon an einer Lungenentzündung.

**August Ludwig von Schlözer, Historiker und Publizist,**  
**Professor für Universalgeschichte und Staatswissenschaften**

\* 1735 in Kirchberg an der Jagst - † 09. September 1809 in Göttingen

[In seinem Nachlass fanden sich ein Dutzend Fragen, auf die er keine Antwort mehr bekam: Wie weit sein Geburtsort Gaggstatt von Kirchberg entfernt liege oder wie hoch die Bareinkünfte seines Großvaters, eines hohenlohischen Pfarrers, wohl waren - vielleicht fünf Gulden?]

Schlözers Vater und seine beiden Großväter waren Pfarrer, und das hätte er auch werden sollen. Aber der junge Mann wollte unbedingt hinaus in die Welt. Er lernte mit großer Begeisterung nordische und orientalische Sprachen, betrieb vielerlei Wissenschaften und träumte Zeit seines Lebens von der Erforschung Indiens. Er **begründete als Professor in St. Petersburg mehr oder weniger die russische Geschichtsforschung.** **Kaiser Alexander I.** erhob ihn für seine Verdienste in den erblichen russischen Adel.



Als Professor in Göttingen gab er die „**Staatsanzeigen**“ heraus, ein **Nachrichtenblatt**, das ihn berühmt machte. → Hier informierte er nicht nur über die **juristischen Aspekte der Halsband-Affäre von Marie Antoinette**, sondern auch über das Projekt, im hohenlohischen Niedernhall Salz zu fördern. Aber am engagiertesten war das Blatt des Aufklärers Schlözer, wenn er von finsternen Mächtschaften berichten konnte: Von der **Hinrichtung einer Hexe im schweizerischen Glarus** oder eines Pfarrers in Zürich wegen Landesverrats. Schlözer führte in die deutsche Sprache den von Voltaire übernommenen Begriff „**Justizmord**“ ein. Nach Hohenlohe, das ihn kurz vor seinem Tod noch beschäftigt hatte, kam er nicht mehr zurück.

Anfang **Januar 1786** machte er den Vorschlag, dass sein ehemaliger Bedienstete **Johann Jacob Schmincke**, der das **Haus Johanniskirchhof 3 1795** erworben hatte und ein **normales Gasthaus** eingerichtet hatte, ein großes Kaffeehaus errichten dürfte, mit Billard und Zeitungen, in dem auch "Caffee, Thee, Chokolade & feine Liqueures gereicht werden sollten" → es blieb bei dem einfachen Gasthaus

→ bis **1977** war er es noch eine Gastwirtschaft "**Göttinger Hof**"

**Sprachwissenschaft am Anfang des 19. Jh. - Slawische Sprachen im europäischen Kontext**

Auch wenn August Ludwig Schlözer (**1735-1809**) schon seit langem als einer der wichtigen „Wegbereiter der deutsch-slawischen Wechselseitigkeit“ gilt, ist sein anregendes und einflussreiches Wirken als Förderer slawistischer Studien noch keineswegs in allen Einzelheiten erforscht. Der Vortrag zeigt, auf welche Weise das Kapitel „Sprache“ in der Einleitung zum 1. Band von Schlözers „Nestor“ (**1802**) zur Ausbildung klarer Konzeptionen in der wissenschaftlichen Beschreibung der slawischen Sprachen beigetragen hat.

Anthologisiert in **J. Dobrovsky**´s „Slavin“ (**1806**) ist es mit den ausführlichen Kommentaren, die dieser hinzugefügt hatte, **1810** von **A. Chr. Vostokov** ins Russische übersetzt und noch einmal um kritisch-weiterführende Bemerkungen vermehrt worden (etwa durch die Vermutung, dass der von Schlözer für überflüssig erklärte und deshalb von Dobrovky´ verteidigte Buchstabe „ß“ ursprünglich einen Vokal bezeichnet haben müsse). Dem von Schlözer schon **1771** gegebenen und **1806** bei Dobrovsky´ eigens zitierten Rat, dass man vor einem vergleichenden Wörterbuch des Slawischen eine vergleichende Grammatik dieser Sprachen erarbeiten müsse, ist Vostokov wenig später gefolgt. Unter Berufung auf Schlözer hat er seine bis dahin namentlich auf **S. B. Lindes** „S!ownik je ,zyka polskiego“ gestützten etymologischen Forschungen zurückgestellt und **1820** sein berühmtes „Rassuz`denie o slavjanskom jazyke, sluz`as`c`ee vvedeniem k Grammatike sego jazyka, sostavljaemoj po drevnejs`im onogo pis`mennym pamjatnikam“ veröffentlicht. Zwar wendet er in diesem Werk, mit dem er die historischvergleichende Methode in die slawische Sprachwissenschaft einführt, vor allem die Beschreibungsprinzipien an, die **Jacob Grimm** in den Vorreden zum 1. Band seiner „Deutschen Grammatik“ (**1819**) dargelegt hat, doch ist es sicher kein Zufall, dass das „Rassuz`denie“ noch **1820** mit einem Satz beginnt, der klar auf Schlözers „Sprache“- Kapitel zurückverweist.

**Therese Huber, Schriftstellerin & erste deutsche Journalistin**

\* (als **Therese Heyne**) 07. Mai 1764 in Göttingen - † 15. Juni 1829 in Augsburg

Therese Huber ragte als Schriftstellerin und Persönlichkeit aus ihrer Zeit heraus. Sie war Redakteurin des *Morgenblatts für gebildete Stände* und Verfasserin zahlreicher Essays. Ihr Vater [Christian Gottlob Heyne](#) war einflussreicher Professor für Altphilologie an der Universität Göttingen, doch bildete sich Therese größtenteils autodidaktisch in der Bibliothek, die ihm unterstand.

Therese Huber hat zehn Kinder geboren, von denen vier das Erwachsenenalter erreicht haben. Ihr erster Mann war der Völkerkundler **Georg Forster** (1754–1794), mit dem sie von 1785 bis 1787 in Wilna [Polen] und von 1788 bis 1792 in Göttingen und Mainz lebte. Die Französische Revolution erlebte sie also aus nächster Nähe – und ebenso die "Mainzer Republik". Die Ehe ging in Mainz auseinander und Forster starb in Paris.

In zweiter Ehe heiratete sie einen Berufskollegen, den Schriftsteller und Redakteur **Ludwig Ferdinand Huber** (1764-1804). Sie lebten die etwa 10 Jahre bei Neuchâtel, 1798-1804 in Stuttgart und Ulm. Michaelis Nach seinem Tod wohnte sie 12 Jahre bei ihrer zweiten Tochter **Claire von Greyerz** in Stoffenried und **1807-1816** in Günzburg. Sie arbeitete als Redakteurin an Cottas „Morgenblatt“ in Stuttgart und übernahm dann die Redaktion in Stuttgart für insgesamt 7 Jahre.

Nach Augsburg übersiedelte sie **1823** und starb fast blind im Jahr **1829**. fast erblindet, gestorben ist.

Eine ihrer jüngeren Töchter, **Luise Huber** (1795-1831) war ab **1816** mit dem Forstverwalter **Emil von Herder** (1783-1855) verheiratet und heiratete ihn 1822 erneut. Der Sohn **Victor Aimé Huber** (1800-1869) war Gymnasiallehrer, Reiseschriftsteller und setzte sich für Sozialreformen ein.

Ihr Hauptwerk bilden Romane, Erzählungen und Reiseberichte - letztere über Rheinland, Holland, mehrmals Schweiz, Frankreich und Australien (damals "Neuholland") - doch war sie auch als Übersetzerin tätig.

Ihre 4500 Briefe (viele an bekannte Zeitgenossen) werden von Literaturwissenschaftler/innen der Universität Osnabrück seit **1988** für eine 9-bändige "Briefausgabe Therese Huber" (Niemeyer-Verlag in Tübingen) aufbereitet, 3 Bände sind bereits erschienen.

Die **Themen ihrer Briefe** sind ungewöhnlich weit gestreut:

Alltägliches und hohe Politik, intellektuelle Modethemen, Kriege und Heilpflanzen, allgemeine Themen von intellektuellem Interesse: über den Sauerampfer, Gesellschaft und Mode, Erziehungstheorien und eine von ihr unterstützte Erziehungsanstalt bei Bern, die Sprachentwicklung ihrer Kinder, Leseabende mit ihnen und ihrem Mann, Geburt und Tod – und natürlich über die zahlreichen Pläne, Mühen und Freuden ihrer Schriftstellerei.

Den aufkommenden Deutschnationalen stand sie kritisch gegenüber und schrieb über ihre Gefühle in Bezug auf diese Bewegung. Die Briefthemen kommen aus verschiedensten Situationen und sind je nach Empfänger gefärbt und gewichtet.

**Christian Gottlob Heyne, protestant. Altphilologe & Historiker**

\* **25.7. 1729 in Chemnitz - † 14.7. 1812 in Göttingen**

protestantischer Altertumswissenschaftler und Polyhistor, Hofrat

Heyne ist das Kind des armen **Leinewebers Georg Heyne** und dessen Gattin **Elisabeth geb. Schreyer**; er wächst in kärglichen Verhältnissen auf und muss früh zur Sicherung der allerdings auch oft ausfallenden Tageseinkünfte der Familie beitragen.

Nur dank seines Lernwillens und der Unterstützung des ledigen Pfarrers **Seydel** gelingt ihm der Übergang von der Vorstadtschule auf das Gymnasium.

**1748** immatrikuliert sich in Leipzig und erwählt die Jurisprudenz als Brotstudium.

Schon früh jedoch gilt sein Interesse der Philologie, die von **Johann August Ernesti** vertreten wurde; Vorlesungen kann er aber nicht hören, da er das Kollegengeld nicht entrichten kann. Nach dem Studienabschluss schlägt sich er wie schon zu Studienzeiten als Hauslehrer durch, da aus finanziellen Gründen an eine akademische Laufbahn nicht zu denken ist.

Mit viel Geduld erreicht Heyne die Einstellung als Kopist und Hilfsbibliothekar mit einem Jahressold von 100 Talern beim bigotten sächsischen Grafen **Heinrich von Brühl** (**13.08.1700 - 28.10.1763**) in Dresden, der u.a. als Premier- und Kabinettsminister am Hofe des Kurfürsten Friedrich Augusts II. (August III. von Polen, 17.10. 1696-5.10. 1763) wirkte und auf Heyne über einen lateinischen Gelegenheitsnekrolog aufmerksam geworden war.

Im **November 1753** tritt Heyne, der mittlerweile nach Dresden übergesiedelt und Unterkunft beim Theologiekandidaten Sonntag gefunden hatte, in den Brühlschen Dienst ein; in diesem Winter tritt er in Kontakt mit **Johann Joachim Winckelmann**, der zu der Zeit als Hilfsbibliothekar bei Brühls Rivalen, dem Reichsgrafen **Heinrich von Bünau** (**1697-1762**), in Stellung war. Heynes spätere Würdigung Winckelmanns, Antwort auf die Preisaufgabe der Kasseler Akademie der Wissenschaft zum zehnjährigen Todestag des Archäologen und Kunsthistorikers, erhielt dann auch gegen den Beitrag des Mitbewerbers **Johann Gottfried Herder** die Auszeichnung.

[ - Zur Aufstockung seiner geringen Barmittel veranstaltet Heyne Übersetzungen aus dem Englischen und Griechischen sowie die Edition der Werke von Tibull und Epiktet, die seinen Ruhm als Philologen begründen sollten; ihnen sollten später seine wegweisende kommentierte Edition des Vergil sowie die Pindar-Ausgabe von **1773** folgen.]

Der Ausbruch des Siebenjährigen Krieges (**1756**) vereitelt sowohl die beabsichtigte Besoldungsverdoppelung als auch die Übernahme einer Hauslehrerstelle beim **Grafen Brühl**, der geflohen war; dafür gelingt es Heyne im **Herbst 1757**, Erzieher des **Grafen von Boitzen** zu werden.

**1757** folgt Heyne von **Boitzen** an die Wittenberger Universität.

In den Kriegswirren um das Bombardement Dresdens werden Heynes geringe Habseligkeiten und Papiere vernichtet, und er kommt auf dem Oberlausitzer Gut Mangelsdorf beim **Herren von Pöhl** unter.

Mit dem Tod von **Johann Matthias Gesner** (**09.04. 1691-03.08. 1761**) werden in Göttingen der Lehrstuhl für Beredsamkeit und die Oberbibliothekarsstelle vakant.

Vergeblich versucht der Universitätskanzler **Gerlach Adolph von Münchhausen** (**† 06.11.1770**), den in Leiden lehrenden, aus Stolp in Pommern stammenden **David Ruhnken** (**02.01. 1723 - 14.05.1798**) zu gewinnen.

Ruhnken und **Frans Tiberius Hemsterhuis** empfehlen jedoch Heyne, den Ernesti schließlich ausfindig macht, und mit Schreiben vom 26.02. 1763 wird er als Ordinarius für Poesie und Beredsamkeit nach Göttingen berufen. Er trifft am 29. 06. in Göttingen ein.

Die Bibliotheksleitung bleibt allerdings vorerst in den Händen von **Johann David**

**Michaelis**, der Gesners Amt kommissarisch verwaltete und die Neuordnung des Bibliothekswesens einleitete.

Heyne liest über griechische und lateinische Literaturgeschichte sowie griechische und römische »Alterthümer«; Heynes Antikebegriff umfasst, modern gesprochen, alles, was zur Ausprägung der Gesellschafts- und Religionskultur eines Volkes einschließlich seines Privatlebens führte.

**1670** löst Heyne **Johann David Michaelis** im Sekretariat der Societät der Wissenschaften ab; verbunden ist mit dieser Aufgabe die Schriftleitung der Göttingischen Gelehrten Anzeigen, für deren Rezensionsteil Heyne dank seines wissenschaftsorganisatorischen Gespürs kompetente Fachreferenten gewinnen konnte.

Die **Bibliotheksleitung** wird Heyne, unterstützt von seinem in dessen textphilologischen Neuerungsansätzen geförderten Unterbibliothekar und **späterem Amtsnachfolger (1824-1827) Georg Friedrich Bene[c]ke (17.02.1798 - 01.03.1854)**, bis zu seinem Tod innehaben.

[Den Titelbestand von 60.000 bei Amtsübernahme stockt Heyne bis **1788** auf 200.000 auf, und unter Heynes Ägide wird von **1777 bis 1787** der alphabetische Katalog verfertigt. Gegenüber Münchhausen äußerte er wiederholt, dass ihm Geschäftsführung mehr als der akademische Lehrberuf lägen, so dass Heynes bibliothekarisches Engagement einleuchtend wirkt. Er arbeitete selber Auktionskataloge zur Aufstockung des Göttinger Bestandes durch und erledigte persönlich das Rechnungswesen. Berufungen an die Kunstsammlung in Kassel, als Abt nach Klosterbergen oder als Bibliothekar nach Dresden zu wechseln schlug Heyne ebenso aus wie das mit 4.000 Talern plus 500 Talern Witwenrente dotierte lukrative Angebot, sich als Vizekanzler an die Universität Kopenhagen berufen zu lassen. Immerhin bewirkten die auswärtigen Anfragen, dass Heynes Göttinger Bezüge nach und nach auf 1.300 Taler erhöht wurden.]

**1774** übernimmt Heyne schließlich noch die Inspektion der Göttinger Freitische. Auch über Münchhausens Tod hinaus und selbst unbeeinträchtigt vom Übergang der Universitätsaufsicht auf Hannover als Hauptstadt des Königreichs Westfalen bzw. Kassel, bleibt Heyne eine Schlüsselfigur bei allen Berufungsverhandlungen.

Das Vertrauensverhältnis, das Münchhausen und seine Referenten **Georg Brandes** und **Ernst Brandes** im Umgang mit Heyne pflegten, bestand ähnlich zum Schweizer Historiker **Johannes von Müller (03.01.1752 - 29.05.1809)**, der in der napoleonischen Zeit für die westfälische Kultuspolitik verantwortlich zeichnete.

Mit der Göttinger Berufung ist Heyne von materiellen Nöten befreit.

**1772** wird der auf Empfehlung von **Johann August Ernesti** nach Göttingen gewechselte Lutheraner **Johann Benjamin Koppe** Heynes Amanuensis und Repetent.

In die Wissenschaftsakademie rückt Heyne als Sekretär in der Nachfolger von **Johann David Michaelis** auf; infolge der nicht mehr erfolgten Rückkehr des Schweizer Anatoms und Botanikers **Albrecht [seit 1749: von] Haller (16.10.1708 - 12.12.1777)** steht ihr praktisch vor.

[Heyne war ein ungemein produktiver Publizist: Heyne veröffentlichte nicht nur eigene Abhandlungen, sondern übersetzte auch zahlreiche englische und französische Titel sowie an die sieben- bis achttausend (!) Rezensionen vornehmlich in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen. Heynes Rezensententätigkeit steht im Zusammenhang mit seiner kaum zu unterschätzenden Leistung als Bibliothekar; während seiner Dienstzeit wuchs der Titelbestand auf an, was einen durchschnittlichen jährlichen Zuwachs von ca. 2.200 Titeln bedeutet, der seinerzeit sondergleich ist. Dieser Leistung geht Heynes Wissenschaftsverständnis einher, das sich ausgesprochen kritisch gegenüber der zeitgenössischen äußerte.]

Heyne gilt zudem als erfolgreicher Wissenschaftsorganisator, der das Gelehrtentum strikt von persönlichen Ansichten und politischen Konstellationen trennte.

**1770** reorganisierte Heyne auf Weisung Münchhausens das Ilfelder Pädagogium. Heyne arbeitete die Bildungsstatuten aus und visitierte jährlich für eine Woche die Lehranstalt, an deren Prüfungen er auch teilnahm.

So empfohlen leitete Heyne **1798** auf Aufforderung des städtischen Magistrats die Umgestaltung des Göttinger Gymnasiums erfolgreich ein, die ihm als Anerkennung u.a. Steuerbefreiung eintrug, sowie **1802/1803** die Schulreform Hannovers.

Den **1767** von Münchhausen geforderten Revers, nicht von der Göttinger Universität zu gehen, wies Heyne brüsk als unwürdiges Ansinnen zurück, und der regierungsamtliche Aufforderung, seinen offen mit der Französischen Revolution sympathisierenden Schwiegersohn **Johann Georg Adam Forster** (**26.11.1754 - 12.01.1794**) sowie den Straßburger Bürgermeister **Friedrich von Dietrich** aus der Mitgliedschaft in der Societät der Wissenschaften zu entlassen, verweigerte Heyne den Vollzug unter Hinweis auf deren akademische Verdienste.

Heyne heiratete im **Juni 1761** **Therese Weiß** († **1775**), mit der er sich **1759** verlobt hatte, und **1777** **Georgine Brandes**, der Tochter des Ministerialbeamten **Georg Brandes**.

Heynes eine Tochter ehelichte den Historiker **Arnold Hermann Ludwig Heeren** (**25.10.1760 - 07.03.1842**), der Heynes bislang einzige Biographie verfasste. Weitere Schwiegersöhne Heynes sind der Forschungsweltreisende, Kulturanthropologe und Begründer der wissenschaftlichen Reiseliteratur **Johann Georg Adam Forster** (Ehemann von Heynes [Tochter Therese](#)) und **Huber**. Heyne selber wird von Zeitgenossen als Misanthrop geschildert, der das Gesellschaftsleben weitgehend mied und dafür den Briefverkehr bevorzugte. - Heyne war Mitherausgeber der »Sämtlichen Werke« **Johann Gottfried Herders**.

Heyne als Begründer der **Mythosforschung in der klassischen Altertumswissenschaft** gilt »in gewisser Hinsicht überhaupt [als] **Begründer der Religionsgeschichte**«, da er mit seinem »Mythus«-Begriff eine kulturhistorische Theorie zur »Kindheit des Menschengeschlechts« entwickeln konnte.

[Im Kontext der zeitgenössischen Ossian-Begeisterung und der von **Johann Gottfried Herder**, mit dem Heyne befreundet war, vorangetriebenen Suche nach dem Natürlichen in ursprünglicher Volksdichtung, führt Heyne mit seiner Apollodor-Edition von **1783** den »mythus« als non-fiktionalen, seriösen Fachterminus im Kontrast zum »fabula«-Begriff ein (vergleiche auch »Historiae scribendae inter Graecos primordia«, **1799**). War seit der antiken Rhetorik der Mythos nach einem dreigliedrigen Klassifikationsschema des Überlieferten als unwahre erfundene Erzählung ohne Glaubwürdigkeitsanspruch gedeutet bzw. allegorisch interpretiert und so zum Motivarsenal beliebiger Deut- und Vereinnahmbarkeit geworden, so postuliert Heyne, dass der Mythos durchaus historische und universelle Qualität habe, da er das erste Zeugnis menschlicher Welt- und Daseinsdeutung in Zeiten sprachlichen Ausdrucksunvermögens und so eine frühere Stufe als die Dichtkunst darstelle. Das Idealbild des antiken Griechenland bleibt hiervon unberührt, da Heyne die Mythenbildung in vorhellenische Zeit ansetzt. Heynes Paradigmenwechsel stützt sich auf ethnographische Beobachtungen zumal bei amerikanischen »Primitivvölkern« mit präkolumbianischen Kulturüberlieferungen. Als gräflicher Bibliothekar hatte Heyne Zugang zur neuesten Reiseliteratur, die er späterhin auch ausführlich in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen rezensiert. Heynes Forderung nach vergleichendem Studium primitiver Lebensformen ist die Kernthese eines Vortrages von **1779** (»Vita antiquissima hominum Graeciae ex

ferorum et barbarorum populorum comparatione illustrata«, s.u.); sie wirkt nach Jahrhundertfrist in den komparatistischen Forschungen der »Cambridge Ritualists« (**James George Frazer**, **Jane Ellen Harrison** u.a.) fort; allerdings hat Heyne noch keine Verbindungslinien zwischen Mythos und Kultritus gezogen. Einen mythenhermeneutischen Gesamtentwurf legt Heyne mit seiner letzten Akademieschrift (»Sermonis mythici sive symbolici interpretatio ad causas et rationes ductasque inde regulas revocata«, s.u.) vor; an ihr wird später **Karl Otfried Müller** anknüpfen.

Mit Heyne endet die Epoche der admirativen abendländischen Homersicht und weicht der anfangs ablehnend aufgenommenen Einsicht in das sich über Jahrhunderte hinziehende Wachstum des »Homer«. Heynes Erkenntnisse (überliefert in der Vorlesungsmitschrift seines Schülers **Wilhelm von Humboldt** vom Sommersemester 1789), die sein Schüler (ab **1777**) **Christian Wilhelm Friedrich August Wolf 1795** als Hallenser Ordinarius in seiner bahnbrechenden Vorrede zur Ilias-Ausgabe einerseits propagierte, andererseits im Hinblick auf die Leistung Homers uminterpretierte, kulminieren in der **1802** publizierten Ansicht, dass die Figur Homers im 6. vorchristlichen Jahrhundert den mündlich tradierten Ilias- und Odysseestoff kompilierte und unter dem Aspekt des  $\mu\text{-}\nu\iota\varsigma$ -Motivs und der Götterwelt als Gliederungsmoment episch verdichtete. Damit kritisierte Heyne Wolfs These der mündlichen Überlieferung mangels verfügbarer Schriftlichkeit des homerischen Werkes in seinen Einzelteilen, das immerhin rund 28.000 Hexameter-Langverse umfasst, mit dem Argument, dass kein Sänger einen solch umfangreichen Stoff ohne schriftliche Fixierung erinnern könne. Bei seinen Forschungen konnte Heyne auf die Homerstudien von **Richard Bentley** zurückgreifen, die ihm nach Bentleys Tod vom Trinity College überlassen worden waren. Als vermutlich erster hat Heyne **1773** nach der „editio princeps“ (Wittenberg **1616**) von **Erasmus Schmi[e]d** (**14.04.1570-04.09.1637**) die Textüberlieferung der Lyrik **Pindars** (um **520-440 v. Chr.**) philologisch bereinigt und ihre komplizierte Metrik in ersten Ansätzen analysiert (Heyne war sich der Unzulänglichkeit eigener metrischer Kenntnisse durchaus bewusst); ein erster Durchbruch hier gelang aber erst **Johann Gottfried Jacob Hermann**, der von Heyne zur metrischen Untersuchung aufgefordert worden war (maßgebend wurden später die Erörterungen von **August Boeckh** [s. d.]). Von der Fachwelt ist Heynes Pindar allerdings zurückgewiesen worden; der Tonfall der Kritiken von **Johann Hinrich Voss** (**20.2. 1751-29.3. 1826**), **Friedrich August Wolf** und **Immanuel Bekker** (**21.5. 1785-7.6. 1871**) verletzte Heyne tief. - In seiner Prorektoratsrede vom 02.01.1787 zeichnet Heyne ein differenzierteres Bild vom Athener Phokion (402/401-19. Munychion [7.5.] 318 v. Chr.), dessen Ergehen **August Ludwig von Schlözer** (**5.6. 1735-9.9. 1809**) zuvor in Parallele zur **1784** erfolgten Entmachtung des Braunschweig-Wolfenbütteler **Herzogs Ludwig Ernst** (**1708-1788**) durch **Wilhelm V.** (**8.3. 1748-9.4. 1806**) **von Oranien und Nassau**, Generalstatthalter der Niederlande (**1781-1795**), als Opfer der Machtverschiebungen gesetzt hatte. **Schindel** (Heyne und die Historiographie) spricht daher Heyne in der Kontroverse mit Schlözer als aufklärerischen Geschichtskritiker an, der über die (freie und bearbeitende) Übersetzung der »Allgemeinen Weltgeschichte« (**1765-1767.**) von **William Guthrie** und **John Gray** sowie die Unterstützung von **Johann Christoph Gatterers** (**14. 7.1727 - 05.04.1799**) Aufbau des Institutum Historicum zu einer eigenen historiographischen Perspektive gelangt, die nicht selten tagesaktuelle Ereignisse zum Anlass historischer Reflexionen nimmt und so neue Interpretationsperspektiven geschichtlicher Begebenheiten gewinnt, die zu erhellen Heyne u.a. durch eine differenzierte Quellenkritik und die Einbeziehung historischer Hilfswissenschaften gelingt.

Zu Heynes Schülern gehören neben **Friedrich August Wolf** und **Georg Friedrich Creuzer** der Homerübersetzer **Johann Heinrich Voß** (**20.2. 1751-29.3. 1826**), der später Heyne als seinen Gegner betrachten und mit **Wolf** und **Immanuel Bekker** (**21.5. 1785-7.6. 1871**) Heynes Homerkritik teilweise sogar polemisch- verletzend kritisieren wird, die Gebrüder **August Wilhelm und Friedrich Schlegel** sowie der dänische Ägyptologe, Koptologe und Archäologe **Georg [auch: Giorgio; eigentlich: Jørgen] Zoëga** (**20.12.1755 - 11. 2.1809**), der **1773** in Göttingen studierte und hierher **1779** für neun Monate zurückkehrte. B. Zoëga, der seit dem 30.01.1783 in Rom lebte, wird eine Generation später **Friedrich Gottlieb Welcker** stark beeinflussen; **Johann Wolfgang von Goethe** (**28.08.1749 - 22.03.1832**) war es väterlicherseits allerdings verwehrt worden, bei Heyne in Göttingen zu studieren. Goethe wird zur Entstehungsgeschichte seiner »Orphischen Begriffe« **Gottfried Hermann**, **Georg Friedrich Creuzer**, Heyne, Zoëga und Welcker als seine Wegweiser zur griechischen Mythologie bezeichnen. Wichtige Impulse empfängt **Karl Lachmann** während seiner Göttinger Studienzeit (ab 1809) von Heyne.]

**Caroline Michaelis [Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling, geborene Michaelis]**

\* 2. September 1763 in Göttingen - † 7. September 1809 in Maulbronn

Sie war die Tochter des berühmten Göttinger Universitätsprofessors [Johann David Michaelis](#).

**Caroline Michaelis Böhmer**

Seit 1784 trägt den sie Namen ihres Mannes **Franz Böhmer**, Mediziner in Clausthal. In der Abgeschiedenheit des kleinen Harzstädtchens entwickelt die begabte und gebildete Caroline ihr Talent als **Briefeschreiberin**.

**Caroline Michaelis Böhmer Schlegel**

Erinnerungen an eine **femme fatale des 18. Jahrhunderts** –

Die Witwe Böhmer, als **Jakobinerin** verdächtigt, auf der Festung Königstein in Haft, gesellschaftlich verrufen, wird durch die Ehe mit **August Wilhelm Schlegel** wieder salonfähig.

Schlegel sagt über seine Frau **"sie besaß alle Talente, um als Schriftstellerin zu glänzen, doch ihr Ehrgeiz war nicht darauf gerichtet"**.

Sie wird das weibliche Zentralgestirn des Jenaer Frühromantikerkreises. Ihr Wirken als anregende Gastgeberin ist von solcher Tragweite, ihre umfangreiche Korrespondenz von solchem Geist und Esprit, dass man ihr die Arbeitsscheu vor einem eigenen Buch verzeihen muss.



Caroline Böhmer-Schlegel-Schelling war eine deutsche "femme de lettres" und gilt als Inspiratorin verschiedener Dichter der Romantik.

Sie wurde als Caroline Michaelis 1763 in Göttingen geboren, das damals wahrscheinlich die bedeutendste deutsche Universitätsstadt war. Als Tochter des damals bekannten Professors [Johann David Michaelis](#) verkehrt sie freundschaftlich mit den Gelehrten und ist befreundet mit [Therese Heyne](#) sowie mit deren späterem Gemahl **Georg Forster**.

1784 heiratet sie den Arzt **Johann Franz Wilhelm Böhmer**, der bereits vier Jahre später stirbt. Aus dieser Ehe überlebt eine Tochter, **Auguste**.

Nach dem Tod ihres Mannes übersiedelt Caroline nach Mainz, wo sie bei ihrer Freundin **Meta Forkel** wohnt und viel im Hause **Forster** verkehrt.

In Mainz ist bekannt, dass es in der Ehe Forsters nicht zum Besten steht und **Gerüchte dichten Caroline ein Verhältnis mit dem Gelehrten an**.

Nach der Besetzung Mainz' durch die Franzosen und der **Gründung der Mainzer Republik** macht Caroline keinen Hehl aus ihrer demokratischen Gesinnung, exponiert sich allerdings auch nicht politisch.

Nachdem **Therese in die Schweiz** (und in die Arme **Ludwig Ferdinand Hubers**) geflohen ist, **Forster nach Paris abgereist** ist und der preußische Belagerungsring um Mainz sich allmählich schließt, sieht sie keinen Anlass, in der Stadt zu bleiben und reist gemeinsam mit der Mutter und der Schwiegertochter des führenden Mainzer Jakobiners **Georg Christian Gottlob Wedekind** ab. Preußische Soldaten verhaften die Frauen und bringen sie in die **Festung Königstein im Taunus**. Caroline ist zu diesem Zeitpunkt schwanger von einem französischen Besatzungssoldaten und will auf keinen Fall, dass man es erfährt. Sie fürchtet, ihre Witwenpension und das Sorgerecht für ihre Tochter zu verlieren. Außerdem weiß sie, dass man ihr Kind für das Forsters halten wird und sie als

angebliche Geliebte eines verhassten "Democraten" mit Repressalien zu rechnen hat. Sie ist deshalb entschlossen, sich zu töten, falls ihre Schwangerschaft entdeckt wird. Freunden gelingt es aber, ihre Begnadigung beim König von Preußen zu erreichen, wobei festzustellen bleibt, dass Carolines Verhaftung völlig willkürlich geschah.

Nach ihrer Haftentlassung ist sie als **leichtfertige Frau und "Democratin" geächtet**, alte Freunde wenden sich von ihr ab.

Allerdings bemühen sich jetzt die **Brüder Schlegel** um sie.

**Friedrich Schlegel** wird Taufpate ihres Kindes, das nur wenige Monate überlebt, und **August Wilhelm Schlegel** heiratet sie am **01. Juli 1796**.

Diese Ehe bedeutet die Rückkehr in bürgerliche Verhältnisse.

Die Brüder Schlegel werden zum Mittelpunkt der **Jenaer Romantiker** und Caroline nimmt an der literarischen Entwicklung des Kreises lebhaften Anteil.

Sie verfasst allerdings keine eigenen Werke, unterstützt ihren Mann lediglich bei seinen Shakespeare-Übersetzungen.

**1798** kommt der Philosoph **Schelling** nach Jena, der bald ebenfalls im Schlegel-Haus verkehrt; es entspinnt sich eine **Liebesgeschichte zwischen ihm und Caroline**, die von August Schlegel, der selbst kein treuer Ehemann ist, toleriert wird.

Zur selben Zeit kühlt sich das Verhältnis zu Friedrich Schlegel, wohl unter dem Einfluss von dessen Freundin **Dorothea Veit** merklich ab und entwickelt sich zu offener Feindschaft.

Auch aus dem Freundeskreis von **Friedrich Schiller** kommen **heftige Angriffe gegen Caroline**. Das liegt teilweise daran, dass die Romantiker sich besonders gern über das schillersche Pathos lustig machten, teilweise spielten persönliche Gründe hinein und wahrscheinlich wollte Schiller seine oppositionelle Vergangenheit vergessen machen, indem er sich von der politisch kompromittierten Caroline distanzierte.

Aus diesen Kreisen erhält Caroline den Spottnamen "**Madame Belzebub**".

Auffällig ist dagegen, dass Goethe nur achtungsvoll über Caroline schreibt.

Am **12. Juli 1800** starb **Carolines Tochter Auguste**.

Bald darauf ließ sie sich von August Schlegel scheiden.

Das Ehepaar trennte sich ohne Streit und in gegenseitiger Hochachtung.

Das fiel auf, weil der Schwager Friedrich weiterhin gegen Caroline giftete.

**1803** heiraten Caroline und **Schelling** in Murrhardt. Schelling wird an die Universität München berufen, wo das Ehepaar relativ zurückgezogen lebt.

**1809** stirbt Caroline in Maulbronn während eines Besuchs bei Schellings Eltern.

Johann David Michaelis, protestantischer Theologe und Orientalist

\* 27.02.1717 in Halle - + 22.08.1791 in Göttingen

Michaelis, Sohn des Predigers, Orientalisten und Arabisten **Christian Benedikt Michaelis** (26.01.1680 - 22.02.1764) und aus einem pietistischen Umfeld gebürtig, bezieht nach dem Schulabschluss am Waisenhaus die Universität Halle. Zuvor schon war Michaelis von seinem Vater in orientalischen Sprachen unterwiesen und von **Sigmund Jakob Baumgarten** an die im Preußen **Friedrich Wilhelms I.** geächtete Philosophie **Christian Wolffs** herangeführt worden.

Am 07.10.1739 wird Michaelis unter dem Vorsitz seines Vaters promoviert; in seiner Dissertation „De punctuorum hebraicorum antiquitate“ **verteidigt** Michaelis die **Inspiriertheit der Masora**, an der seit der 1720 von Michaelis' Großonkel **Johann Heinrich Michaelis** besorgten ersten textkritischen Edition Zweifel aufgekommen waren - von dieser Position wird Michaelis später völlig abrücken.

1741-1742 geht Michaelis auf eine Auslandsreise über Holland nach England.

In Leiden trifft Michaelis mit dem Orientalisten **Albert Schultens**, in Oxford mit **Robert Lowth** zusammen, dessen hebräische Poesie, an der später **Johann Gottfried Herder** anknüpft, Michaelis später in Deutschland publizieren wird. In London und Oxford lernt Michaelis die exegetische Methode der Paraphrase kennen. Nach Halle zurückgekehrt nimmt Michaelis den Lehrbetrieb auf.

Dem Kurator **Gerlach Adolph Freiherr von Münchhausen** gelingt es, Michaelis 1745 nach Göttingen zu holen, wo er bald zum außerordentlichen Professor (1746), Ordinarius (1750), Sekretär der Gesellschaft der Wissenschaften (1751) und Schriftleiter der Göttingischen Anzeigen von Gelehrten Sachen (1753-1770) avanciert und sich als breit interessierter Wissenschaftsorganisator profilieren kann.

Allerdings gehört Michaelis nicht der theologischen, sondern der **philosophischen Fakultät** an, was zu wiederholten Differenzen mit einem eher konservativ-lutherischen geprägten Kollegenkreis, aber auch zu Spannungen mit **Christian Gottlob Heyne**, dem Michaelis später in der Akademie weichen muss, führt.

Am 26.08.1750 hält Michaelis seine **programmatische Antrittsvorlesung** („Von der Verpflichtung“).

An der Planung der dänischen Arabien-Expedition (1761-1767) ist Michaelis federführend beteiligt, von deren authentischen Berichten Michaelis Wegweisendes für die Erschließung exegetischer Fragen erwartet.

[ - Mit seiner »Einleitung in die göttlichen Schriften« legt Michaelis erstmals eine nt. Isagoge vor, in der historisch-kritische Ansätze dominieren. Geographische, historische, philologische und archäologische Erkenntnisse bezieht Michaelis in die biblische Exegese ein und gelangt so zu differenzierten Urteilen über die Entstehung, das Werden und die Veränderlichkeit des biblisch Überlieferten („Beurteilung der Mitte“), wie Michaelis überhaupt ein ausgesprochenes Interesse an Reisebeschreibungen, unabdingbar für eine historia rerum politicarum, zeigt. Michaelis' Hermeneutik postuliert, »dass der Sinn erst durch die Aktivität des Hörers oder Lesers aus dem Text hervorgeholt wird«. In »Das mosaische Recht«, dessen Thema Michaelis in früheren Commentationen bereits öfters gestreift hatte und das im Zusammenhang mit der Rezeption **Montesquieus** in Deutschland zu verstehen ist (Vierhaus), führt Michaelis den Nachweis, dass es keine christliche Verbindlichkeit impliziert, da es von zeitgebundener Bedeutung für das junge Volk Israel in der Ablösung vom nomadischen Gewohnheitsrecht sei; seine Divinität (=Göttlichkeit) rettet Michaelis durch das Argument, dass Gott Moses zu schöpferischen Anleihen bei den Ägyptern inspiriert hätte. Damit kann Michaelis nicht nur Dubletten und Widersprüche deuten, sondern das mosaische Recht gegen den deist. Vorwurf der Barbarei in Schutz nehmen. Die quellenkritischen Erkenntnisse **Jean Astrucs** rezipiert Michaelis hingegen nicht, wie auch Michaelis' at. Einl., ohnehin nicht vollendet, schon bald und zu Recht von der

**Johann Gottfried Eichhorns**, **Michaelis' Göttinger Nachfolger**, verdrängt wurde. Michaelis' Positionen sind zeitgenössisch kritisch aufgenommen worden; **Herder und Johann Georg Hamann sind Michaelis' exponierteste Gegner**.

- Die synoptische Frage löst Michaelis durch die These, dass ihnen eine gemeinsame (»apocryphische«) Evv.- Grundschrift zugrunde liege; daher sind weder die Synop. und Apg inspiriert noch Jak, Jud und Hebr., da sie Übersetzungen sind. Anders als **Johann Salomo Semler** thematisiert Michaelis aber nicht die Frage des Wesens und Werdens des nt. Kanons. Wunder versucht Michaelis rational aufzulösen, hier eher an Wolff als an **Hermann Samuel Reimarus** orientiert, gegen dessen Position Michaelis argumentiert („Erklärung der Begräbnis- u. Auferstehungs-Geschichte“; Das fünfte Fragment Michaelis).

**Michaelis' Version der Bibelübersetzung bleibt weit hinter Luther zurück.]**

Die letzten 20 Jahre zusehend vereinsamt und ohne Rückhalt bei der Hannoverschen Regierung (Michaelis hoffte vergebens auf eine Berufung nach Preußen) starb Michaelis, der wegen seiner **Belesenheit** berühmt, seiner **Eloquenz** geachtet, wegen seiner **ruppigen Art** aber auch gefürchtet war.

## Todtenopfer.

Den Manen Johann David Michaelis'  
dargebracht von seinen Verehrern im August 1791.

Matter Schwermuth Klagen oder Thränen  
Ziemen nicht zum Todtenopfer Denen,  
Deren Lob durch Raum und Zeit erschallt.  
Die sind Spende nur dem Erdensohne,  
Dessen Name mit dem letzten Tone  
Seiner Sterbeglocke schon verhallt.

Jene Starken aus dem schwachen Haufen,  
Wann sie glorreich ihre Bahn durchlaufen  
In der Kraft, die ihnen Gott verlieh,  
Sinken bei dem Klange hoher Lieder  
In die Kühlung der Cypressen nieder;  
Um sie weinet nicht die Elegie.

Denn die Geister hoher Weisen schweben  
Nicht, in Nacht sich hüllend, aus dem Leben  
In die Wohnung der Vergessenheit.  
Ihre Weisheit waltet fort hier oben;  
Ihrer Weisheit Götterwerke loben  
Die Entschwebten bis in Ewigkeit.

Schmerz entpreßt vor Hades' Thor den  
Schaaren

Derer, welchen sie einst theuer waren,  
Keinen trostbegehrenden Gesang.

Nur der Hochverehrung süße Schauer  
Füllen ihre Herzen statt der Trauer;  
Ihre Lippen strömen Preis und Dank.

Preis und Dank für ehrenwerthe Thaten,  
Preis und Dank für Das, was sie gerathen,  
Was sie wohl geordnet, wohl bestellt,  
Für die Fackel, die sie hoch gehalten,  
Die des Irrthums Chaos zu Gestalten  
Wandelloser Wahrheit aufgehell.

Stets in diesem Lichte fortzuwandeln,  
Stets darin zu lehren und zu handeln,  
Schwört zum Dank die andachtsvolle Schaar.

–

Dir auch, Michaelis, großer Lehrer,  
Bringen feiernd deine Hochverehrer  
Dieses höre Todtenopfer dar.

[Die erste dieser Situationen ist ausgelöst worden durch die Reaktionen, die **Lessings** frühes Lustspiel „Die Juden“ in Beurteilungen und Thesen und deren Beantwortung gefunden hat. Dies Lustspiel ist als eines der frühen Jugend-Dramen schon **1749** entstanden, – also in einer Zeit, in der Lessing **Mendelssohn** noch keineswegs kannte. **1754** ist das Stück im 4. Teil der Lessing'schen frühen Schriften gedruckt erschienen. In seiner Vorrede zu dieser Ausgabe betont Lessing, dies Stück sei das „Resultat einer sehr ernsthaften Betrachtung über die schimpfliche Unterdrückung, in welcher ein Volk seufzen muss, das ein Christ, sollte ich meinen, nicht ohne eine Art von Ehrerbietung betrachten kann.“ Die Tatsache jedoch, dass in diesem Stück ein reicher, gebildeter und edelmütig handelnder Jude auftritt, ist für den hoch angesehenen Göttinger Professor für alttestamentliche Theologie, **Johann David Michaelis**, Anlass zu massiver Kritik und Aburteilung gewesen. Es sei zu bezweifeln, so Michaelis, dass es solche Juden von Tugend und Edelmut gebe; es spräche gegen jede ‚Wahrscheinlichkeit‘, da bei diesem Volke von so niedriger Lebensart eine

„allgemeine Redlichkeit kaum möglich“ sei. Anlässlich dieser in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen publizierten Rezension hat Mendelssohn in einem privaten Brief an den ihm befreundeten Arzt **Gumpertz** sich geäußert. Wichtige und ausführliche Passagen aus diesem Brief sind von Lessing – jetzt: **1754**, mit Mendelssohn in freundschaftlichem Austausch – in seiner ‚Theatralischen Bibliothek‘ in einem Aufsatz „über das Lustspiel ‚Die Juden‘“ veröffentlicht worden, ohne den Namen des Briefschreibers zu nennen. Den bitteren Briefworten Mendelssohns über die „grausame Seelenverdammung aus der Feder eines Theologen“, der einer „ganzen Nation“ die Tugend abspreche, die der „einzige Trost bedrängter Seelen“ und die „einzige Zuflucht der Verlassenen“ sei, fügt Lessing eine eigene überaus deutliche Würdigung des – wie er schreibt – wirklich existierenden Juden hinzu: eines Menschen von hoher Bildung, Redlichkeit und vielfältiger Sprachenkenntnis, der nicht nur seiner Nation zur Ehre gereiche, sondern nachgerade von vorbildhafter Geistesbegabung und Moralität sei.]

## Michaelishaus:

- 1750 **Johann Lorenz von Mosheim** (seit 1747 Kanzler der Uni) hielt um 1750 das erste Mal unmittelbar den Unterrichtsbetrieb der Universität im Saal der Londonschänke ab...  
er wohnte im Vorgängerbau des Prinzenhauses, das extra für ihn erbaut und eingerichtet worden war...
- 1764 **Johann David Michaelis** kauft die Londonschänke  
er ist für seinen sprichwörtlichen Geiz bekannt:  
er vermietet an 2 Studenten auf 2 Etagen des Langanbaus  
→ die müssen wiederum an 8-10 Studenten weitervermieten...  
→ er hat nur den "Huddel" mit den 2 Studenten...
- 1766 einziges tödliches Duell im 18. Jh. in Göttingen im Michaelishaus
- 1766 **Ephraim Lessing** weilt einen Tag bei Michaelis
- 1783 **Johann Wolfgang von Goethe** wohnt 2 Tage in der "Krone" und besucht dabei Johann David Michaelis in seinem Michaelishaus  
→ er verfehlt aber dessen **20jährige Tochter Caroline Michaelis (1763-1809)** die auf einer Landpartie weilt → sie ist bitter enttäuscht, vor allem weil er der **13jährige Dorothea Schlözer (1770-1825)** in Schlözers Haus begegnet... (Schlözer ist der Schüler von Michaelis)
- 1786 Immatrikulation der 3 englischen Prinzen (15, 13½ und 12½ Jahre alt), die ins Prinzenhausschräg gegenüber ziehen und → gerade der jüngste ist oft bei den Michaelis als Spielgefährte zu Gast...  
der älteste Ernst August wird 1837 König von Hannover → Göttinger Sieben
- 1787 regt Michaelis die Promotion der Dorothea Schlözer zur Dr. phil. an...  
- die Prüfung ist im Michaelishaus!!!  
- und so promoviert sie dann gemeinsam mit **Gottfried August Bürger** zur 50-Jahrfeier der Universität!!! → = erste deutsche promovierte Frau!!!

Johann Matthias Gesner, ein Pädagoge, klassischer Philologe und Bibliothekar

\* 9. April 1691 in Roth an der Rednitz, † 3. August 1761 in Göttingen

Bei der Gründung der Georg-August-Universität im Jahr 1734 wurde Gesner als **Professor für Poesie und Beredsamkeit** nach Göttingen berufen und übernahm als solcher gleichzeitig die **Leitung der Göttinger Universitätsbibliothek**. Während er in seiner Tätigkeit als Herausgeber klassischer Autoren nur wenig innovativ war, wurde er mit seinen Reformideen für den Schul- und Universitätsunterricht zu einem der wirksamsten Wegbereiter des Neuhumanismus. Sein 1749 erschienenes Hauptwerk, das **vierbändige Wörterbuch** „Novus Linguae Et Eruditionis Romanae Thesaurus“ stellt noch heute eine der wichtigsten Grundlagen zur Erarbeitung des im Jahr 1900 begonnenen Großlexikons der lateinischen Sprache „**Münchener Thesaurus**“ dar.

### Kindheit und Schulzeit in Franken

Am 09. April 1691 wurde Johann Matthias Gesner in der kleinen Stadt Roth bei Nürnberg geboren. Sein Vater **Johann Samuel Gesner** (1661–1704) war 1687 als Prediger dorthin versetzt worden, starb aber schon, bevor sein jüngster Sohn Johann Matthias zwölf Jahre alt war. Gesners Mutter **Maria Magdalena, geb. Hußwedel** (1670–1738) war die Tochter eines Ansbacher Kammerrats und entstammte einer alten Beamtenfamilie. Nach dem Tode ihres Mannes hatte sie neun Kinder zu versorgen und heiratete nur kurze Zeit später den Amtsnachfolger im Pfarrhaus **Johann Zuckermantel**. Dieser bemerkte schon bald die außergewöhnliche Begabung Johann Matthias' und bereitete ihn durch private Unterrichtsstunden für die Aufnahme am Ansbacher Gymnasium vor. Da die Kosten des Schulbesuchs jedoch die finanziellen Möglichkeiten der Familie überstiegen, wurde Gesner durch öffentliche Mittel unterstützt. So verbrachte er seine Ansbacher Gymnasialjahre in einem Wohnheim für arme Schüler und wurde aufgrund seiner Begabung intensiv durch den damaligen Rektor des Ansbacher Gymnasiums, **Georg Nikolaus Köhler**, gefördert.

### Studienzeit in Jena

Im Jahr 1710 immatrikulierte sich Gesner an der Universität Jena. Durch die Vermittlung des ehemaligen Prinzenerziehers **Jakob Friedrich Wehl**, der schon in Ansbach auf Gesner aufmerksam geworden war, erhielt er ein Stipendium. Gleichzeitig verfasste Gesner Gelegenheitsgedichte zu Hochzeiten oder Geburtstagen, um seine finanzielle Situation zu verbessern. 1712 nahm ihn der Theologe **Johann Franz Buddeus**, Gesners bevorzugter Lehrer, in sein Haus auf und übertrug ihm den Unterricht seines Sohnes. Buddeus war es auch, der ihm den Zugang zur klassischen Philologie ebnete und ihm durch den Zugriff auf seine private Bibliothek die Möglichkeit eröffnete, seine Bildung eigenständig zu erweitern. 1714 veröffentlichte Gesner seine erste philologische Arbeit...

[die *Philopatris dialogus Lucianeus*, in der er nachwies, dass die dem griechischen Schriftsteller Lukian von Samosata zugeschriebene „Philopatris“ gar nicht von diesem stammen könne, sondern in der Zeit Kaiser Julians – also rund 200 Jahre später – entstanden sein müsse. Ein Jahr darauf erschien mit den *Institutiones rei scholasticæ* („Grundzüge der Pädagogik“) sein erstes pädagogisches Werk, in dem er die Ansichten der Schulreformer aus dem 17. Jahrhundert aufgriff und durch eigene Ideen erweiterte.]

### Die Weimarer Jahre



Im Jahr **1715** erhielt Gesner über die Vermittlung seines Jenaischen Mentors Buddeus die Stelle eines Konrektors am Gymnasium in Weimar. Im nahegelegenen Gera bei Elgersburg heiratete er **1718** die Pfarrerstochter **Elisabetha Caritas (1695–1761)**, geb. **Eberhard**, die ihm **1719** seinen ersten Sohn **Carl Philipp (1719–1780)**, den späteren kursächsischen Hof- und Leibarzt gebar.

Die **1721** geborene Tochter **Elisabetha** heiratete später **Johann Jakob Huber**, der von **1739 - 1742** als außerordentlicher Professor für Anatomie an der Universität Göttingen wirkte und anschließend (**1743**) als Leibarzt des Landgrafen Wilhelm VIII. nach Kassel ging.

Wilhelm Ernst, Herzog von Sachsen-Weimar-Eisenach

Neben seiner Tätigkeit am **Gymnasium** war Gesner auch als Verwalter der herzoglichen Münzsammlung und Bibliothek – der so genannten **Schurzfleischschen Sammlung** und späteren **Herzogin-Anna-Amalia-Bibliothek** – tätig.

Im Rahmen dieser Tätigkeit schuf er einen neunbändigen Nominalkatalog, bereitete einen Sachkatalog vor, ergänzte den Bestand und fertigte einen gedruckten Bericht, die *Notitia Bibliothecae Vimariae praesertim Schurzfleischianae* (**1723**) über die Bibliothek an.

Seine Ernennung zum Bibliothekar verdankte Gesner einer Empfehlung seines Gönners Buddeus an den fürstlichen Hofmarschall **Friedrich Gotthilf von Marschall**. Zu diesem entwickelte Gesner bald ein enges freundschaftliches Verhältnis, aß beinahe täglich bei ihm zu Mittag und verbrachte seine Ferien auf dessen Gut in Ossmannstedt. Durch den regelmäßigen Umgang mit dem Hofmarschall erwarb Gesner grundlegende Kenntnisse in gesellschaftlichen Umgangsformen, was ihn später auch zur Übernahme repräsentativer Aufgaben befähigen sollte.

[Während seines knapp fünfzehnjährigen Aufenthalts in Weimar verfasste er zahlreiche, zumeist kleinere Arbeiten, darunter die *Chrestomathia Ciceroniana* (**1717**) und die *Chrestomathia Pliniana* (**1723**), kommentierte Zusammenstellungen von Texten aus den Schriften Ciceros und Plinius' *Naturalis historia* zur Verwendung für den Sprachunterricht.]

## Zwischenspiel in Ansbach

Nachdem **Herzog Wilhelm Ernst** von Sachsen-Weimar-Eisenach im Jahr **1728** gestorben war, entledigte sich dessen Nachfolger und Neffe **Ernst August** all jener, die unter seinem Onkel Einfluss gehabt hatten. In dem Bewusstsein, den inzwischen aus seinem Amt entfernten Marschall damit zusätzlich zu kränken, entzog er Gesner das Amt des herzoglichen Bibliothekars. Gesner, der diese Aufgabe bisher mit großer Hingebung ausgefüllt hatte, gab daraufhin auch sein Amt als Konrektor am Weimarer Gymnasium auf und ging im Juni **1729** als Rektor zurück **an seine ehemalige Schule in Ansbach**, wo er allerdings nur für kurze Zeit blieb.

## Rektor der Leipziger Thomasschule

Als der **Rektor der Leipziger Thomasschule Johann Heinrich Ernesti** im **Oktober 1729** starb, wurde Gesner als sein Nachfolger nach Leipzig berufen.

**Ernesti** hatte **seit 1680** einen **Lehrstuhl an der Leipziger Universität** inne und hatte sich seit Beginn seines **Rektorats an der Thomasschule** im Jahr **1684** nur sehr nebensächlich um die schulischen Belange gekümmert.

Als **Gesner** das **Amt des Rektors** im **Juli 1730** übernahm, befand sich die Schule denn auch in einem Zustand größter Verwahrlosung. Von seiner neuen Aufgabe herausgefordert, reformierte Gesner die Schulordnung, sorgte für einen geregelten Unterricht und erneuerte den Lehrplan. Der Komponist **Johann Sebastian Bach**, dem im Rahmen seines **Amtes als Kantor und Musikdirektor der Stadt Leipzig** auch der Musikunterricht an der Thomasschule unterlag, hatte mit Gesners Vorgänger Ernesti schwerwiegende Auseinandersetzungen gehabt und soll bei der Nachricht von Gesners Kommen freudig ausgerufen haben: „**Jetzt wird alles gut!**“ Später widmete er ihm seinen *Kanon zu 2 Stimmen* (BWV 1075).

Gesner, der Bach und seine Musik bewunderte, engagierte sich erfolgreich für dessen bessere Entlohnung und setzte dem Komponisten in einem seiner Kommentare zu Quintilians *Institutio oratoria* ein bleibendes Denkmal. Einer Textstelle, in der die Vielseitigkeit der Lautenspieler gelobt wird, fügte er die Anmerkung hinzu „*Oh Quintilian! Könntest du von den Toten auferstehen und unseren Bach sehen, dann würdest du dies für etwas unbedeutendes halten!*“. Gesners Verhältnis zu den Professoren der Leipziger Universität gestaltete sich dagegen von Beginn an schwierig. Aus Eifersucht auf sein hohes Ansehen beim Rat der Stadt verweigerten sie Gesner die Lehrerlaubnis und sorgten so dafür, dass er schon nach vierjähriger Tätigkeit wieder von Leipzig wegging.

## Gesners Wirken in Göttingen

### Eine Universitätsgründung in der Provinz

*Göttingen von Südwest*. Studentisches Stammbuchblatt.

**1734** wurde in Göttingen die erste Vorlesung gehalten. Es war ein großes Wagnis, gerade in einer solch unbedeutenden Stadt, die zudem noch **unter den Folgen des Dreißigjährigen Krieges litt**, eine Universität zu gründen.

Das ehrgeizige Projekt konnte nur gelingen, wenn gleich zu Beginn Gelehrte mit außergewöhnlichem Ruf gewonnen werden konnten.

Zur Erreichung dieses Ziels mussten aber in Göttingen Arbeitsbedingungen geschaffen werden, die aus der Sicht möglicher Kandidaten ausreichend attraktiv waren, um den Weg in das kleine Provinzstädtchen mit seinen knapp tausend, zur Hälfte verfallenen Häusern anzutreten. [Die Zeiten haben sich NICHT geändert!!! ☺]

**Gerlach Adolph Freiherr von Münchhausen (1688–1770)**, hannoverscher Staatsminister unter **König Georg II.**, der das Kurfürstentum in Personalunion mit Großbritannien von London aus regierte, hatte die Universitätsgründung angeregt, er war ihr **erster Kurator und größter Förderer**. Münchhausen erkannte, dass eine großzügige Ausstattung der Universität mit Büchern einer der Schlüssel war, um



anerkannte Gelehrte für die Göttinger Universität zu begeistern. Deshalb steuerte er zu der aus der **Bibliothek des Göttinger Gymnasiums** bestehenden Grundausrüstung von 708 Bänden weitere 2.154 Bände aus **Dubletten der Königlichen Bibliothek in Hannover** bei, darunter viele Editionen antiker Klassiker. Der entscheidende Coup gelang ihm jedoch damit, dass er die Erben des **1724** verstorbenen hannoverschen Staatsmannes **Joachim Hinrich von Bülow** dazu bewegen konnte, dessen berühmte und **kostbare Privatbibliothek für die neue Universität zu stiften**.

Deren einzige Bedingung war, dass die Göttinger Universitätsbibliothek dauerhaft den Namen „Bibliotheca Buloviana“ tragen sollte, ein Name, der erst in den folgenden Jahrhunderten aufgegeben wurde. Trotz allem hing der Wert der Bibliothek in starkem Maße davon ab, inwieweit es Münchhausen gelang, für ihre Ergänzung, Pflege und den weiteren Ausbau einen fähigen und zugleich engagierten Direktor zu berufen.

### Berufung an die Georgia-Augusta in Göttingen

Köpfe von **Haller**, **Gesner** und **Mosheim** (von links nach rechts) an der Vorderfront des **1866** fertig gestellten Auditoriengebäudes am Weender Tor in Göttingen



Den geeigneten Kandidaten für dieses Amt fand Münchhausen in Gesner, dessen bisheriges Leben in hohem Maße von seiner Liebe zu Büchern bestimmt war und der der erste Professor war, der **1734** in Göttingen ankaMichaelis

Doch obwohl neben Gesner weitere Gelehrte von hoher akademischer Reputation wie der **Theologe Johann Lorenz von Mosheim** und der **Naturforscher und Dichter Albrecht von Haller** an die Georgia-Augusta kamen, mangelte es der jungen Universität in ihren Anfangsjahren noch an einer ausreichenden Zahl zahlungskräftiger Studenten.

Deshalb verfasste Gesner ein Jahr nach seiner Ankunft in Göttingen mit Einverständnis Münchhausens **eine anonyme, als Brief an einen englischen Baron getarnte Schrift** mit dem Titel „*Epistola praesentem Academiae Gottingensis statum exhibens*“, in der er die Göttinger Universität über alle Maßen lobte. Die in einem eleganten Latein geschriebene Abhandlung pries neben der **Bibliotheca buloviana** insbesondere den **hippodromus** (= Reitbahn) und bediente damit geschickt die Wunschvorstellung junger Adelige, die nicht nur als reit- und fechtfreudige, sondern auch als besonders zahlungskräftige Studenten bekannt waren.

[Gesners Autorschaft konnte erst **1922** nach dem Fund eines handschriftlichen Entwurfs zweifelsfrei nachgewiesen werden, ihr Ziel hat die Schrift – genau wie ein weiteres, Ende **1736** von Gesner verfasstes Schreiben – jedoch mehr als erfüllt.]

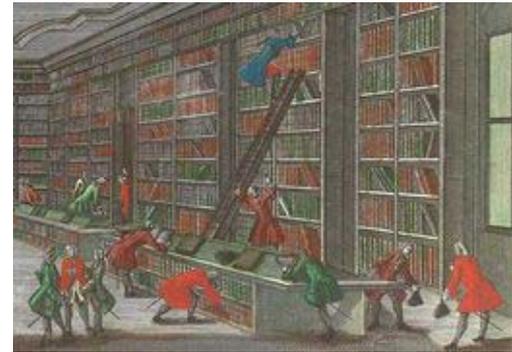
Noch lange Zeit nach Gesners Tod war die Göttinger Universität für ihren hohen Anteil dort studierender Adelige bekannt.

[Im ersten Jahr seiner Göttinger Tätigkeit veröffentlichte Gesner im **Verlag Abraham Vandenhoecks** seine erste größere Edition lateinischer Klassiker, die *Scriptores rei rusticæ* (**1735**). Im Gegensatz zu den Innovationen seines Zeitgenossen, des englischen Altphilologen **Richard Bentley**, bleibt Gesners zweibändiges Werk aus heutiger Sicht jedoch ein typisches Kind seiner Zeit. Voll gestopft mit barocker Gelehrsamkeit kann Gesners Edition nicht entfernt an die Arbeiten Bentleys heranreichen.]

### Direktor der **Bibliotheca Buloviana**

Zum Zeitpunkt der Universitätsgründung stellten die Bestände der ehemaligen **Bülow'schen Privatbibliothek** mit ihren knapp 9.000 Bänden an Druckschriften, verschiedenen Handschriften und rund 2.000 Karten und Tabellen fast drei Viertel des ehemaligen Bestandes der Göttinger Universitätsbibliothek. Der Gedanke einer kontinuierlichen Vermehrung und sinnvollen Ergänzung dieses Bestandes war zu Gesners Zeiten noch nicht selbstverständlich.

Szene aus dem Saal der **Bibliotheca Buloviana**. Detail aus einem handkolorierten Kupferstich von Georg Balthasar Probst, 1750



Vielmehr unterhielt jeder Professor seine eigene Privatbibliothek, die ihn sein Leben lang begleitete. **Münchhausen** nutzte diese Tatsache geschickt aus, indem er bei der Berufung neuer Professoren darauf achtete, möglichst Kandidaten mit einer besonders reich ausgestatteten Büchersammlung nach Göttingen zu holen.

So berichtet **Samuel Christian Hollmann**, erster **Professor für Philosophie** an der Georgia-Augusta und zugleich ihr erster Chronist, rückblickend im Jahr **1787**, die **Göttinger Bürger hätten beim Anblick der Wagenladungen an Büchern, die mit den neu berufenen Professoren in die Stadt kamen, gemeint, man bringe nun die Universität.**

Darüber hinaus stellte Münchhausen jedoch jährlich eine hohe Summe für den Bestandsaufbau der Bibliothek zur Verfügung. Die Entscheidungen über die Erwerbungen wurden in Hannover getroffen, wohin Gesner und seine Göttinger Professorenkollegen ihre Anschaffungsvorschläge schickten. Gekauft wurden die Bücher vornehmlich auf Auktionen im In- und Ausland, wobei insbesondere der naturgemäß gute Kontakt nach London als einem der großen Zentren des damaligen Buchhandels förderlich war.

Gesners weit reichende wissenschaftliche Verbindungen zu europäischen Gelehrten sorgten zudem für zahlreiche Neuzugänge in Form von Geschenken, darunter auch eine Gesamtausgabe der Schriften des **Kardinals Angelo Maria Quirini** († **1755**), des Bischofs von Brescia und späteren Leiters der Bibliotheca Vaticana. Obwohl keine genauen Angaben über den Zuwachs der Bibliothek aus Gesners Zeit überliefert sind, wird der Bestand im Jahr seines Todes auf mehr als 50.000 Bände geschätzt.

### Gesners Schulordnung für das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg

**1738** veröffentlichte Gesner im Auftrag **König Georgs II.** eine Schulordnung für das Herzogtum Braunschweig-Lüneburg, der Bestimmungen über die **Einrichtung eines Philologischen Seminars an der Göttinger Universität** beigefügt waren.

Übergeordnetes Ziel der **Regularien** war es, einen Standard für die universitäre Lehrerausbildung festzulegen und damit im Umkehrschluss einen einheitlichen Bildungsstand aller Schüler bei ihrer Aufnahme an den Universitäten zu garantieren („[...] damit eine durchgängige Gleichmäßigkeit in der Lehr=Arth eingeführet, und die Schul=Studia mit denen künftigen Studiis Academicis harmoniren mögen.“).

Zur Kontrolle der Schulen wurde dem jeweiligen **Professor für Rhetorik** an der Georgia-Augusta – also Gesner und seinen Nachfolgern – dauerhaft das **zusätzliche Amt eines Schulinspektors** für die Gymnasien des Herzogtums Braunschweig-Lüneburg übertragen.

[Einen besonderen Schwerpunkt legte Gesner zeitlebens auf den Kampf gegen die zu seiner Zeit praktizierte mechanisch-kleinteilige Lehrart im Latein- und Griechischunterricht, der er seine neu entwickelte Methode des „kursorischen Lesens“ entgegenstellte. Anstatt einzelne Textstellen unter immer wieder neuen lexikalischen und grammatikalischen Gesichtspunkten zu untersuchen, plädierte Gesner für eine fortlaufende, nicht von gelehrten Erklärungen unterbrochene Lektüre unter Beachtung des inhaltlichen Gesamtzusammenhangs. Er schrieb: *„Hierbei ist auch die Jugend zu belehren [...], dass sie über ein oder andere vorkommende Schwierigkeiten nicht verdrüßlich oder müde werde, sondern nur zu lesen fortfahre, weil insgemein dasjenige, was anfangs schwer erschienen, beym Verfolge von dem Scribenten selbst erkläret und deutlich gemacht wird.“* Mit dieser Neukonzeption des Sprachunterrichts leitete Gesner eine neue Ära in der Geschichte der Gymnasialpädagogik ein.]

Neben Gesners **Reform des Latein- und Griechischunterrichts** war auch die von ihm initiierte Gründung des Philologischen Seminars an der Göttinger Universität richtungweisend. Bei der Einrichtung handelte sich um die erste ihrer Art, und mit seiner Konzeption wurde das Göttinger Institut zum Vorbild für alle späteren philologischen Seminare. Auch hier waren Gesners Ideen innovativ und wirken in Abwandlungen bis heute fort. Die Seminaristen sollten nach Möglichkeit schon während ihres Studiums praktische pädagogische Erfahrungen in eigenverantwortlich organisiertem Privatunterricht sammeln und diese Fähigkeiten am Göttinger Gymnasium mittels eigenständiger Unterrichtsversuche vertiefen:

*193. Damit die Seminaristen Gelegenheit haben mögen, selbst Hand an das Informations=Werck zu legen, und, was sie darinnen gelernet, in die Uebung zu bringen anfangen: sollen sie vermahnet werden, dass sie selbst gerne mit Kindern, mit denen sie bekant sind oder werden können, umgehen, deren Liebe und Vertrauen sich zu erwerben suchen; dass sie sich eine Freude machen, solche zu examiniren, ihnen etwas gutes zu sagen, und darinnen nicht so wohl auf den gegenwärtigen Gewinnst sehen, als bedencken, wie sie sich dadurch in den Stand setzen, künftig die Wohlfahrt der Republic und ihre eigenen Glückseligkeit zu befördern.*

*194. Ingleichen ist der Director der Göttingischen Stadt=Schule instruiert, dass er die von dem Inspectore ihm presentireten Seminaristen zu einiger Information in gedachter Schule zulasse, und ihnen nach befinden eine gewisse Classe, Stunde und Lection anweise [...]*

Als besonderer Anreiz wurde **allen Seminaristen von Georg II. ein Stipendium zugesichert**, damit sie *„desto mehr Lust bekommen, sich und der Republic diese Anstalten zu nutzen zu machen“*.

### „Ungezwungen und Richtig“ – die **Deutsche Gesellschaft**

Im Jahr **1727** hatte **Johann Christoph Gottsched** mit der Gründung der „Deutschen Gesellschaft“ in Leipzig eine **Sprachgesellschaft nach dem Vorbild der „Académie Française“** gegründet.

In ihren in der Regel wöchentlich stattfindenden Zusammenkünften trugen deren Mitglieder neue, ungedruckte und häufig zu bestimmten Gelegenheiten wie Jubiläen, Geburtstagen, etc. verfasste Textproben vor, besprachen diese und bewerteten sie. Im Mittelpunkt der Sprachkritik standen die Pflege des Hochdeutschen und damit die bewusste Vermeidung mundartlicher oder fremdsprachlicher Ausdrücke. Nach dem Durchlaufen des Bewertungs- und Verbesserungsprozesses wurde das Ergebnis durch einen Eintrag in die Textsammlung der Gesellschaft gesichert.



Emblem der von Gesner gegründeten *Deutschen Gesellschaft* in Göttingen

Schon bald nach ihrer Gründung wurde die **Leipziger Deutsche Gesellschaft** zu einer überregional bekannten Institution und ihr Vorsitzender Gottsched zu einem gefragten

Schiedsrichter in sprachlichen wie literarischen Fragen. Ihr Mitgliedsbestand wuchs schnell an, und bis **1775** kam es zur Gründung von mehr als 30 Tochtergesellschaften, deren Netz den gesamten deutschsprachigen Raum überspannte.

Bereits **1735** hatte **Johann Lorenz von Mosheim**, der zu diesem Zeitpunkt Präsident der Leipziger Gesellschaft war, gegenüber **Gerlach Adolph von Münchhausen** die Gründung einer **Göttinger Tochtergesellschaft** angeregt, war mit seinem Vorschlag jedoch noch auf wenig Resonanz gestoßen. Nach der Berufung Gesners und der von ihm initiierten Einrichtung des Philologischen Seminars hatte sich die Situation geändert: Mit Gesner stand ein geeigneter Präsident zur Verfügung und die Seminaristen kamen als mögliche Mitglieder für die Deutsche Gesellschaft in Frage.

[Am **18. August 1738** wurden die Gründungsstatuten unterzeichnet, und am **13. Februar 1740** erhielt die Gesellschaft die offizielle königliche Bestätigung durch Georg II. und ihr nach einem Vorschlag Gesners gestaltetes Siegel.

Von ihrer Gründung **bis ins Jahr 1755** konnten mehr als 500 Mitglieder für die Gesellschaft geworben werden, wobei der Anteil des Adels von Anfang an überproportional hoch war. Die regelmäßig am späten Freitagnachmittag stattfindenden Sitzungen orientierten sich in ihrem Ablauf an dem Vorbild der Leipziger Deutschen Gesellschaft, wohingegen es der Göttinger Gesellschaft im Gegensatz zu dieser jedoch nicht gelang, ihre Texte später zu publizieren.]

Gesner stand der Gesellschaft bis zu seinem Tod als Präsident vor, danach wurde das Amt nicht wieder besetzt. Mit einer Unterbrechung während des Siebenjährigen Krieges bestand die **Göttinger Deutsche Gesellschaft** bis zu ihrer Auflösung im Jahr **1791**.

### Der **Novus Thesaurus**

Bereits zwischen **1726** und **1735** arbeitete Gesner an verbesserten Neuauflagen des **1571** erstmalig von **Basilius Faber** veröffentlichten „*Thesaurus eruditionis scholasticae*“, der zu den **meistgedruckten Lexika der Frühen Neuzeit** gehört.

**1733** hatte Gesner dann erstmals über ein gänzlich neu zu verfassendes Lexikon der lateinischen Sprache nachgedacht und dessen Fertigstellung auf ein Zeitraum von drei Jahren veranschlagt. Als der vierbändige „*Novus Linguae Et Eruditionis Romanae Thesaurus*“ schließlich **1749** erschien, stellte er das Ergebnis zwölfjähriger Arbeit dar.

Gesners Lexikon unterschied sich vor allem in **drei Punkten** von denen seiner Vorgänger: In seiner **Auswahl des Vokabulars** beschränkte Gesner sich ausschließlich auf antike Quellen und ließ alle mittel- und neulateinischen Ausdrücke wegfallen.

Darüber hinaus stellte er den **lateinischen Ausdrücken** [– aus der Überzeugung, die Bedeutung müsse sich aus den originalen Belegen ergeben –] **keine deutschsprachigen Äquivalente zur Seite**.

Schließlich legte Gesner den inneren **Aufbau der Artikel streng chronologisch** nach der wort- und bedeutungsgeschichtlichen Entwicklung an.

Die Bearbeiter des unter dem Namen „**Münchener Thesaurus**“ bekannten Akademieprojektes zur Erstellung eines neuen Großlexikons der lateinischen Sprache schätzten Gesners Arbeit als so bedeutend ein, dass sie ihn im Vorwort des **1900** erschienenen ersten Bandes als einzigen neben **Egidio Forcellini**, dem Erschaffer des „*Totius Latinitatis Lexicon*“, unter den Vorgängern erwähnten.

## Die letzten Jahre

Im Jahr **1751** stiftete **Georg II.** die „**Königliche Societät der Wissenschaften zu Göttingen**“, die heute unter den sieben wissenschaftlichen Akademien Deutschlands nach Berlin (**1700**) und Leipzig (**1704**) die **drittälteste** ist.

Zu ihrem ersten Präsidenten wurde **Albrecht von Haller** berufen, Gesner erhielt das Amt des ersten Sekretärs der historisch-philologischen Klasse. **1753**, nach dem Weggang Hallers aus Göttingen, wurde er dessen Nachfolger.

Fünf Jahre vor seinem Tod wurde Gesner aufgrund seiner Leistungen von Georg II. am **17. Februar 1756** zum **Hofrat** ernannt.

In der wissenschaftlichen Welt war er zu diesem Zeitpunkt hoch geachtet.

Der britische Arzt **Anthony Askew**, der einer von Gesners zahlreichen Korrespondenten war, schrieb über ihn:

„Talem neminem vidi!": „Einen solchen Mann habe ich noch nie gesehen“.

Am **03. August 1761** starb Gesner siebzigjährig in Göttingen.

In seiner Grabrede sagte sein Freund und Kollege, der Theologe und Orientalist **Johann David Michaelis**:

„[...] *nicht ein privater Besitz ist uns, sondern ein öffentlicher, ganz Deutschlands und Europas, dahingegangen*“.